Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 26

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

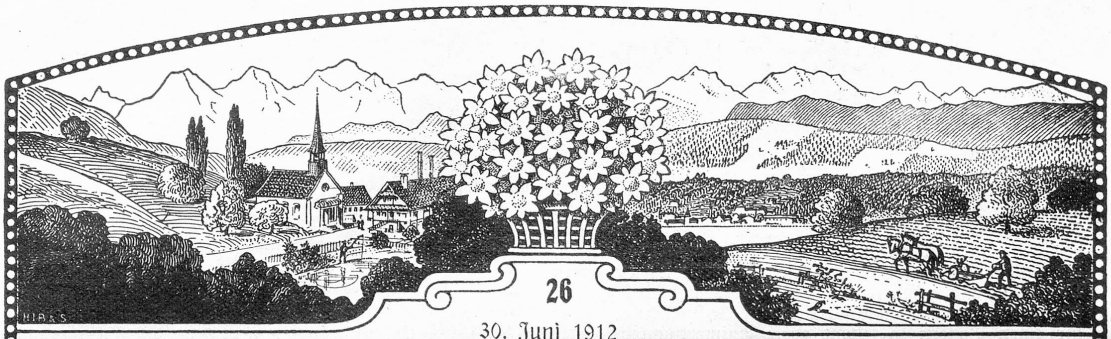
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



26
30. Juni 1912

Blätter für den häuslichen Kreis

Sommers Anfang.

Von Elimar Kernau.

Schon flammt am Ackerrand der Mohn,
Die ersten roten Rosen träumen . . .
Da steigt der Frühling von dem Thron,
Dem Sommer seinen Platz zu räumen!
Der Flieder, den er sich ins Haar
Geflochten, hängt nun welk und müde . . .
Auf seiner Höhe steht das Jahr
Und ringsum lächelt Freud' und Friede!

Der Frühling geht, der Sommer naht,
Für alles Hoffen quillt Erfüllen:
Es wuchs und blühte reich die Saat,
Nun will sie reifen rasch im Stillen!
Das Meer der Halme dich umrauscht
Bei jedem Feldergang! Und gerne
Dein Ohr dem lieben Rauschen lauscht,
Das dich umwogt in Näh' u. Ferne!

Es zittert Licht, es funkelt Glanz
Um tausend bunte Blütenglocken,
Die Erde trägt den blum'gen Kranz
Mit still entzückendem Frohlocken!
Dein Herz steht still vor lauter Glück,
Und deine Augen schau'n und träumen,
Und Wunder trinkt dein trunk'ner Blick
Aus Wiesen, Auen, Büschen, Bäumen . . .

Der Frühling nimmt den Abschied heut',
Der Sommer wird den Thron besteigen!
Hörst du der Blumen Festgeläut'?
Schaust du der Halme schlanken Reigen?
Gar voll und froh ist dir die Brust
Und frei fühlst du dich von Beschwerden!
Enteilte auch die Frühlingslust,
So will's dafür doch Sommer werden!

Und was in Blüten dich ergötzt,
Wird sich allmälich ändern leise:
Der Sommer führt die Herrschaft jetzt,
Schon ist das Reifen auf der Reise,
Schon rötet sich der Kirsche Rund
Und Beeren harren dein im Garten,
Umschmeicheln Gaumen dir und Mund
Mit ihrem Fleisch, dem saftig-zarten!

Es quillt um dich in reicher Füll'
In satten, ungemess'nen Gaben!
Im Walde schweigt der Kukuk still,
Es schweigt der Frosch in Teich u. Graben!
Frau Schwalbe ätzt die junge Brut
Und fliegt und flitzt im ems'gen Jagen . . .
Und eine gold'ne Sonnenglut
Glänzt hell um dich in diesen Tagen . . .

Fronleichnams-Prozession in Einsiedeln.

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Grad.

2 (Nachdruck verboten.)

Ich wünschte aber sehr, dem feierlichen Amt am Ostersonntag beizuwohnen, und setzte mich deshalb frühzeitig in aller Verborgenheit und gut eingehüllt gegen die Kälte, die noch in der Kirche herrschte, in einen der dunkeln Beichtstühle. Ich konnte von da aus die ganze Kirche übersehen und hatte den Hochaltar vor mir. Unter den eifrigen Kirchgängern, die zeitig das breite Schiff füllten, bemerkte ich auch den Lattensepp und dessen Frau. Diese war besonders blaß und wurde von ihrem Manne sorglich zum Betstuhl geleitet. Die für einen Bauern so seltene zarte Aufmerksamkeit rührte mich damals geradezu. Das Paar stand fast in der Mitte, und die beiden hohen Gestalten überragten die meisten andern. Sie fielen mir immer aufs neue auf, und eigentlich gewahrte ich da zum erstenmal, daß die Bäuerin trotz ihres Zustandes eine auffallend schöne Frau war. Das „Hintersinnige", wie die Leute es nannten, das ihr anhaftete, kleidete sie gut und verlieh ihr etwas Apartes. In Gedanken hatte ich den Augenblick verpaßt, wo der Priester im vollen Ornat an den Altar getreten war. Nun, da er sich gegen die Gemeinde wandte, schien es mir, als hätte er nie widerwärtiger ausgesehen als gerade jetzt. Ganz unwillkürlich suchte mein Blick ein wohlgefälligeres, versöhnendes Bild und schweifte zur Lattenhoferin hinüber. Aber was sah ich da? Während alles mit Spannung, als würden sich vor ihren Augen die neuesten, merkwürdigsten Dinge abspielen, gegen den Altar und auf den fremden Priester sah, hafteten die Augen der Bäuerin weit aufgerissen und starr auf ihm mit einem Ausdruck — einem Ausdruck, der mich schauern machte. Eine graue, bleiche Farbe überzog plötzlich ihr Gesicht, und als heftiges Beben ihren Körper befiel, gewahrte es auch Sepp, der sie erschrocken in den Beichtstuhl zurücklehnte. Heute noch sehe ich die wie abwehrend gegen den Altar ausgestreckte Hand und den flehenden Blick, der ersterbend ihren Mann traf, bevor er die dann völlig Ohnmächtige hinaustrug.

No ja, koan Wunda net — is ihr halt schlecht worn! Diese allgemeine Ansicht, die sich so klipp und klar äußerte und im Grunde keineswegs die meinige war, leuchtete mir jedoch selber fast ein, und ich war geneigt, das Geschehene beinahe für eine Folge davon zu halten, daß meine Nerven immer noch angegriffen waren. Am Abend dann, als ich über ein mich sehr fesselndes Werk das Vorkommnis fast vergessen hatte, kam plötzlich ein Weib gelaufen, um mich zu der Lattenhofer Bäuerin zu holen, die schlimm niedergekommen und nun sehr krank sei. War es nun der Kirchgang, die Aufregung oder was sonst, kurz, ich fühlte mich sehr angegriffen und matt und nahm gern das Anerbieten meines Vertreters an, diesmal noch für mich den Gang zu tun.

Es wurde Nacht, und der Kooperator war noch nicht wieder da. Um zwölf Uhr — ich war besorgt aufgeblieben — öffnete sich leise das Pförtchen, tastende, schleichende Schritte kamen langsam über den Kiesweg, und als ich mit der Lampe in den Flur trat, lehnte bleich und blutbefleckt mein Amtsbruder erschöpft an der Wand, sich nur mühsam aufrecht haltend. Ich war zu Tode erschrocken und wollte Christine, die schon damals bei mir war, rufen, was er heftig zu verhindern suchte. Er stieß nur: Nichts, nichts — gefallen — hervor und gewann dann eilig sein Zimmer, das er sofort hinter sich schloß.

Als ich früh am Morgen — Sorge und Aufregung hatten mich kaum schlafen lassen — aufs höchste beunruhigt nach ihm sehen wollte und auf alles Rufen keine Antwort bekam, brach ich selbst die alte nachgiebige Tür auf. Das Zimmer war leer, Bett, Waschtisch und Boden voll schlecht beseitigter Blutspuren. Das Fenster stand offen, und die Aprikosenspaliere an der Wand, teilweise zertrümmert, zeigten den Weg seiner Flucht. Ich selbst reinigte dann mit einer Sorgfalt, als wäre ich ein Verbrecher, der entdeckt zu werden fürchtete, alles vom Blute und teilte Christine — Gott hat mir die Lüge gewiß verziehen — mit, daß der Hilfsgeistliche ganz plötzlich von seinem Obern abgerufen worden sei. Ob sie es je geglaubt hat, weiß ich nicht; sie sammelte aber später stillschweigend die zerbrochenen Spalierhölzer unten und tünchte die zerschundene Mauer eigenhändig auf. Gesagt hat die treue Seele auch zu mir nie ein Wort über den Vorgang.

Natürlich war dann mein erstes, zum Lattenhofer zu gehen, wo ich des Rätsels Lösung zu finden hoffte und auch fand. Als ich dort anlangte, lag die Frau schlafend im Bett. Draußen im Grasgarten aber grub der Sepp in düsterem, unheilvollem Schweigen und Eifer ein kleines Grab. Das danebenstehende Särglein, in Eile und roh von ihm gezimmert, sollte wohl darin versenkt werden. Erst war es, als bekäme er einen innern Wutanfall bei meinem Anblick, den ich mir gar nicht zu deuten wußte. Sein Gesicht verzerrte sich in Haß; dann faßte es ihn aber wie kaltes Besinnen, und da ich nicht fragte, sondern einfach in die Stube zu dem Bett der Kranken ging, so ließ er mich unbehelligt. Ratlos, in aufgeregter Hast beendigte er draußen das traurige Geschäft, das wohl das erste Glied einer Kette von Dingen war, die ihn späterhin unaufhörlich in Konflikt mit den Behörden bringen sollten. Ueber eine Stunde lang ließ er sich drinnen nicht sehen. Ich saß indessen geduldig am Bett der Schlummernden, die ich nicht stören wollte. Noch heute ist mir alles gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Durch die Scheiben sah ich über den Hügel dunkle Wolkenmassen kriechen, gelb gesäumt, solche, die den Hagel zu bringen pflegen. Trotz des geöffneten Fensters war es schwül im Zimmer, aber zu der offenen Tür, die direkt in eine kellerartige Vorratskammer führte, kam ein kühler Luftzug, der einen säuerlichen Geruch von Milch und Käse mit sich führte, herein. Und endlich wurde es dunkler und dunkler, und ohne Gewitter — ein solches ging weiter entfernt nieder — hagelte es einige Minuten lang in dichten Schlossen, die in Kürze den Boden weiß bedeckten. Der erste helle Lichtstrahl traf die nunmehr Erwachte. Sie war erquickt, verlangte aufs lebhafteste meinen Verbleib u. wünschte selbst, mir die umfassendste Beichte — wenn es auch nicht gerade eine solche wurde — abzulegen. Was dann kam, war im großen und ganzen die uralte, immer gleiche Geschichte. Verführung eines blutjungen Dinges, dem bis dahin noch kein unrechter Gedanke gekommen war, und die üblichen, nicht vorher bedachten Folgen. Was daran aber das Furchtbare war und mich traf wie ein Donnerschlag, lag in dem Umstande — so Gott mir helfe, der einzige mir selbst bekannte Fall dieser Art — daß der Verführer ein Geistlicher gewesen war, der einige Zeit als Besuch im Dorfe geweilt hatte.

Fast jeden Abend war er auf den einsam liegenden Hof gekommen, angeblich zu dem an langem Siechtum leidenden Vater des Mädchens, das mutterlos, nur mit einer beschränkten Base, die der Wirtschaft vorstand, halb verlassen dort gelebt hatte.

Ich kann Ihnen sagen, lieber Hilarius, selten hat mich etwas so ergriffen wie diese schlichte, nichts beschönigende Erzählung der Frau, wie alles so gekommen sei. Ich sah es vor mir und erlebte es mit. Wie der kranke Vater oben in der Kammer früh einschlief, die Base bei ihm wachte, und unten der Geistliche bei dem jungen Mädchen blieb und ihr Trost spendete. Trost! Ich fühlte es, wie der riesige Kachelofen seine benehmende Hitze ausstrahlte, wie das Dürrobst im Rohr duftete, und alles so traulich und verschwiegen an dem Teufelswerk mitarbeitete, ein junges Kind zu Fall zu bringen. Die große Kastenuhr mit dem regelmäßigen, lauten Ticktack, der sausende Wind und die dichten, weißen Flocken, die draußen fielen, sie alle wurden zu Kupplern! Die Alten schlafend, der „Seelenhirte" vorgebend, durch das Schneetreiben am Weggehen gehindert zu sein, allein mit dem armen Mädchen, das einer fremden Macht schwach und willenlos gehorchte. Eines spätern Tages dann war der Wolf im Schafskleide fortgewesen, und Mariens Jammer ging an.

Die Base sorgte beizeiten für ein Unterkommen in der Stadt, wo Marie das Kind zur Welt brachte. Wer der wirkliche Vater war, erfuhr keiner. Der Lattenhofer Sepp hatte schon immer durch Futterhandel an der Grenze und im Orte zu tun gehabt und war um das Mädel herumgestrichen. — Keiner im Dorfe, der nicht ihn für den Vater gehalten hätte. Etwas später heiratete sie dann auch wirklich den Burschen, dem sie aber sagte, daß der Vater des Kindes ein Knecht gewesen sei, der damals gerade bei einem Raufhandel ums Leben gekommen war. Aber froh — so recht von Herzen froh

sei sie nimmer geworden, und der Betrug und die Lüge ihrem Manne gegenüber hätten sie immer innerlich gepeinigt. Dann kam der erwähnte schreckliche Tag! Was brauche ich Ihnen noch zu sagen, daß dieser Geistliche, der mich damals vertrat, der Schandbube gewesen ist. Gott aber war da schon gerecht auf Erden, er hat ihn schwer bestraft. — Auf furchtbare Art ist er später in Afrika, wohin er wegen allerlei Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hatte, geflüchtet war, ermordet worden.

Gleich nach dem Vorfall in der Kirche hatte die Frau ihrem Manne ein vollkommenes Geständnis gemacht. Er hatte sich darauf wie wahnsinnig gebärdet, wollte das Kind aus dem Hause jagen und überhäufte das arme Weib mit Schmähungen aller Art. Erst als dieses dann erkrankte, und man nicht wissen konnte, was noch werden würde, verzieh er ihr, in der Angst, sie zu verlieren. Er selbst hatte dann sogar auf das Flehen der anscheinend Sterbenden nach mir geschickt. Da aber war ja der andere erschienen, und es kam wieder über ihn, noch furchtbarer und schrecklicher als vorher, nach dem Geständnis der Frau. In rasender Wut hatte er sich auf den Geistlichen gestürzt, ihn geschlagen und gewürgt, und er hätte ihn wohl unfehlbar im Zorne umgebracht, wenn nicht in diesem Augenblicke plötzlich draußen eine helle Flamme aufgelodert wäre.

Die kleine Lisei, ganz unbeaufsichtigt, hatte ein Häufchen Stroh angezündet, das sofort den Reisigschuppen ergriffen hatte. Da galt es schleunigst zu löschen, und diesen Augenblick benutzte der Schurke zur Flucht. Die Frau genas wieder; still und für sich lebten die Leute dahin, aber der Sepp war nicht mehr der alte. Eine Kirche betrat er nimmer, und er untersagte es auch seiner Frau, die namenlos litt, aber ihm demütig in allem folgte. Gegen das kleine Mädel aber, das er erst so liebevoll aufgenommen hatte, hegte er nun einen unüberwindlichen Widerwillen. Marie erfüllte nur scheu und gedrückt ihre Mutterpflichten. Bald darauf starb das arme Kind an der Bräune, und es war ein Glück, daß es der liebe Herrgott zu sich nahm. Viel später dann bekamen sie ein Mädchen, dessen Taufe ich erst nach langen Vorstellungen und Kämpfen erwirken konnte. Ich verlor die Familie aus den Augen, und nur dadurch, daß der Lattenhofer beständig im Kampfe mit den Behörden lag — zum Beispiel auch, weil er sein Kind nicht zur Schule schicken wollte — hörte ich wieder von ihm.

Nach Jahren erfuhr ich dann, daß sich die heranwachsende Tochter, von der Mutter unterstützt, entschlossen habe, ins Kloster zu gehen, daß der Vater sie vor Zorn darüber sogeschlagen, und daß sie sich dann zu einer sehr frommen Verwandten in die Stadt geflüchtet habe.

Durch Unglück mit Vieh und Unwetter und durch die Betrügereien eines Bekannten, der ihn zu Spekulationen verleitet hatte, kam der arme Sepp auch in seinem Vermögen immer mehr herunter. Seine Frau lag krank, wie sie heute noch liegt, und die Tochter — ja — die ist verschollen und verkommen.

Vom Lattenhofer hört und sieht man seit Jahren blutwenig. Scheu und wortkarg geht er jedem aus dem Wege, wo es irgend geht, und nur so halb und halb weiß man, was er tut und treibt. Insbesondere wird sein Name genannt, wenn ab und zu wieder irgendwo eins seiner Meisterwerke auftaucht, und es gibt mir immer einen Stich, wenn ich dabei bedenke, was für Anlagen da verkommen.

Erst jüngst aber, etwa vor einem halben Jahre, ist er aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er eine nicht unbeträchtliche Strafe wegen eines starken Exzesses — Beleidigung der Behörde, glaube ich — zu verbüßen gehabt hat. Als er wieder kam, fand er seine Frau, die sich, weiß Gott wie, mit Hilfe einiger Nachbarn inzwischen durchgebracht hatte, und die ich in aller Stille auch einigemale besucht habe, sehr schwer krank vor. Sie ist jetzt sozusagen am Erlöschen, lebt aber immer wieder, wenn auch schwach, auf. Er ist auch immer gut mit ihr und hegt und pflegt sie auf seine Art wie er kann. Und soviel weiß ich also vom Lattenhofer Sepp!

O, es ist genug — wahrlich genug, Hochwürden! Und haben Sie warmen Dank! — Dieser arme Mann mit dem grauen, schweren Schicksal auf den Fersen! Wer da helfen könnte!

Ja, wie tausendmal habe ich das schon gerufen und gewünscht und auch versucht. Und wie wenig habe ich in meinem langen Leben doch tun können! Mit gutem Willen kann man viel, aber nicht alles, oft blutwenig sogar. Und Gott ist mein Zeuge — an gutem Willen hat es nicht gefehlt. Wenn sich die Menschen nicht so oft selbst am meisten im Wege wären! Und dann heißt es gar häufig: Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen! Und jung und stark, sehr stark muß man sein — auch innen — und vieles ertragen können, will man Hilfe spenden. Ihr seid jung und — ich irre nicht zu weit — auch stark.

Der Pfarrer drückte dem jungen Geistlichen herzlich die Hand. —

Ihr macht es schon!

Gebe Gott seinen Segen und mir Mut und Kraft, erwiderte dieser.

In der Nacht schloß er kein Auge. Die Erzählung des Pfarrers hatte ihn tief erschüttert. Auch seiner eigenen Kindheit, seiner eigenen Kämpfe und Leiden dachte er. Keiner eben, der nicht seinen Packen zu tragen hätte. Und er dachte auch des Sieges, zu dem er sich schon jetzt durchgerungen hatte in der idealen Auffassung eines ihm vom Schicksal aufgedrängten Berufes. Wie er gekämpft hatte, diesen Beruf seinen Ueberzeugungen nahe zu bringen, indem er sich bemühte, Menschenfreund im wahren Sinne des Wortes zu sein. — — —

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Begeistert und leuchtenden Auges sah er am frühen Morgen hinauf zum unendlichen Firmament. In der herrlichsten Pracht strahlte die Sonne über dem blauen See, über die Berge und die saftgrünen Matten, über die fernen, weißen Firnen und Gletscher, über Flur und Wald, und über den Wurm am Wege.

III.

Einmal hatte es schon geschneit. So sehr, daß in dem kleinen Hohlweg unmittelbar vor dem Dorfe, wo dieser so einen rechten Windfang abgab, der Schnee meterhoch lag. So lange hatte ein wonniger, farbenprächtiger Herbst regiert, daß man in den Winter hinübergetäuscht worden war. Wunderbare Tage hatten sich aneinandergereiht mit frischer, klarer Luft, die von einem würzigen Duft durchzogen war, der an keine Verwesung mahnte. An den sonnigen Hängen waren noch Blumen die Menge gewesen. Goldgelb und purpurrot in satten Farbentönen hatte der Wald geleuchtet; fein und hellblau, scharf wie ausziseliert hatte die fernere Gebirgskette mit ihren tief beschneiten, silberglänzenden Spitzen ausgebreitet dagelegen. — In der ersten Novemberwoche aber wandte sich das Wetter. Langsam schoben sich graue Wolken am plötzlich trüben Himmel zusammen, und in einer Nacht war die goldene Herrlichkeit zu Ende. Gerade als hätte Vater Winter gutmütig seinen ältesten Sohn noch ausspielen lassen und wäre nur lauernd in einer Ecke gelegen, um dann kalendergemäß dennoch plötzlich mit Sturmesheulen hervorzubrechen und das ganze schon allzulange getriebene Spiel über den Haufen zu werfen. Ein kalter Regen schlug windgepeitscht an die Fenster und trommelte auf die morschen Dächer der Hütten, daß manch einer besorgt hinaufsah und dachte, es wäre wohl besser gewesen, die paar Groschen daran zu wenden, das alte Dach tüchtig für den Winter auszubessern. Gegen Abend mischte sich der erste Schnee in den Regen, großflockig und flaumig. Während der Nacht aber wurde er dichter und fester und hatte den Boden bald ganz bedeckt. Vierundzwanzig Stunden lang schneite es ununterbrochen, und die Landschaft zeigte sich in vollkommenem Winterkleide. Die Dorfstraße war grundlos in ihrem Schmutz und mehr und mehr drang dieser durch die glitzernde Hülle. Im Orte selbst war alles ein einziger Kot. Ganz verwandelt, trostlos und traurig sah alles aus. Auf die entlaubten Bäume ließen sich Krähen nieder; krächzend, in großen Schwärmen belagerten sie das Dorf. Und wieder Regen! Diesesmal ein warmer, der aufräumte mit dem Schmutz und dem ersten nichtsnutzigen Schnee.

Und jetzt scheint wieder die Sonne, gerade so als wollte sie sagen: Glaubt es nicht, ich bin noch da — er kann noch nicht kommen, der harte kalte Winter! Gütig und warm sendet sie nach Kräften ihre Strahlen herab. Aber sie ist alt, die gute Frau Sonne, sie hat beträchtlich an Jugendfeuer eingebüßt und richtet nicht mehr viel aus. Die Erde ist auch

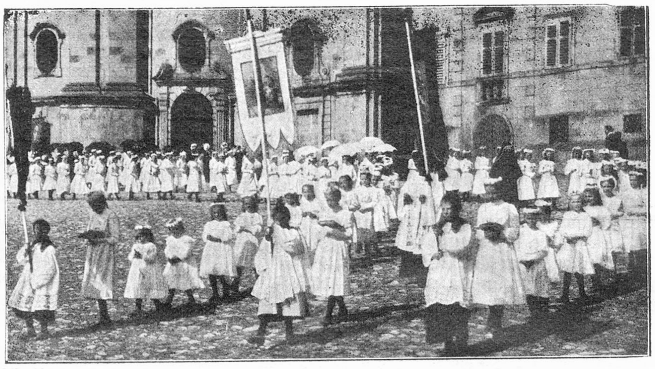
alt, und selbst der heiterste Sonnenschein kann sie nicht mehr so recht verschönern. Im Gegenteil! Hier ist er der Feind des Verfallenden. Die verblühte Schönheit kann es mit den verlornen Reizen nicht mehr ertragen, so hell beschienen zu werden. Was ohne Sonne noch ein bischen nach Sommer und Jugend ausgesehen hatte, verliert im scharfen Licht. —

Es wird Winter.

Der Kooperator wandte sich vom Fenster zurück zum Pfarrer, der so gesprochen hatte. Die liebenswürdige Stimme klang gedrückt.

Hochwürden müssen das nicht so schwer nehmen; wir pflegen Sie schon durch die schlimme kalte Zeit, und dann kommt der Frühling, nicht wahr, Burgel?

Ein etwa vierzehnjähriges blondes Mädchen, das am großen Kachelofen kniete und Scheite hineinwarf, drehte das etwas zarte, aber jetzt von der Glut rot überhauchte Gesicht den beiden Männern zu.



Bei der Fronleichnamsprozession die kleinen Mädchen.

Is gwiß wahr! Und treuherzig fügte sie hinzu: Da Winta is aber a schön; da kann ma Schlitten fahrn, i gfreu mi schon!

Der junge Mann legte ihr leicht die Hand auf den Scheitel und lächelte sie gütig an.

Schlittenfahren, jawohl, aber du mußt ja jetzt so schrecklich viel neues lernen, Burgel. Was wirst du wohl dazu sagen?

Das Mädchen war rasch aufgesprungen und hatte dem Pfarrer der herabgeglittene Decke wieder hinaufgezogen. Sorgfältig hüllte sie ihn darin ein; dann wandte sie sich wieder zu Hilarius: Dös weiß i freili, aber dös gfreut mi a, und dös anda dazua erscht recht!

Die beiden Männer sahen sich lächelnd an.

Recht hast, Burgel, sagte der Pfarrer; freu dich deines jungen Lebens und auch deiner Pflichten. Leid und Trübsal hast du schon genug kennen gelernt. Die mögen dir hier nach Möglichkeit erspart bleiben!

In Burgels Augen traten plötzlich Tränen.

Herr Pfarrer, i denk dran Tag und Nacht, was Sie und der Herr Kooporator für mich tan haben, und dankbar will ich Ihnen sein mein Leben lang! Dann bückte sie sich und küßte mit jugendlicher Inbrunst des Greises Hand.

Nicht, Kind — schau, ich bin ganz unschuldig an der Geschichte; der da — er wies auf den jungen Priester —, der da hats getan. Nächst dem lieben Herrgott mußt du ihm am meisten danken!

Hilarius wehrte lächelnd ab, dann sagte er ablenkend: Ich glaube, Christine hat dich gerufen; sie braucht dich jedenfalls beim Dürrobst!

Burgels verlegen gewordenes Gesicht wurde wieder hell. Leuchtenden Blicks sah sie nochmals zu dem Kooporator auf, dann verließ sie eilig das Zimmer.

Ihr habt da ein gutes Werk getan, Hilarius; das wird einschlagen, meine ich!

Ich? ich war ja nur Ihr schwaches Werkzeug, Hochwürden. Sie gewähren dem armen Mädchen eine Heimat, und ich bin Ihnen dankbar, daß ich Ihnen dabei habe etwas helfen dürfen. Ich hätte, gebunden an Händen und Füßen, wieder einmal nur Theoretiker sein können. So aber —

Nun ja, es hat ja so leicht und gut geschehen können, da war nicht viel dabei. Die Christine wird auch alt und hat eine junge Stütze recht wohl brauchen können. Sie kommen auch ganz vortrefflich mit einander aus. Die Burgel ist wirklich eine Ausnahme!

Der junge Priester sah den Pfarrer fast vorwurfsvoll an.

Hochwürden! Ist sie denn wirklich eine so rare Ausnahme?

Seien Sie überzeugt — ja! Haben Sie unverbesserlicher Idealist in diesen drei Monaten noch nicht genug erfahren? In der Schule zum Beispiel! Man erlebt doch wahrlich selten genug, daß irgend eines der Kinder über das Durchschnittsmaß in seiner Befähigung und seinen Charaktereigenschaften hinauskommt. Und erst die Alten! Im allgemeinen ists ja doch wohl wie immer in der Welt, nicht ganz so, und nicht ganz so. Allerlei „jenseits von gut und böse" ist zuweilen auch darunter!

Hochwürden philosophieren ja auch?

Auch! Das heißt, daß Ihr selbst — Hilarius, ich bin alt und innen wie außen fertig; mir tuts nichts mehr. Aber Ihr, Ihr dürft das nicht zu viel tun, gar nicht wäre am besten! Ein etwas bitteres Lächeln spielte um seine Lippen: Ein Geistlicher kann und darf eigentlich kein Philosoph sein!

Dann wandte er sich freundlich dem etwas betreten dastehenden jungen Manne zu.

Aber wir haben ja mit der Burgel reden wollen. Wißt Ihr was von deren schlimmem Bruder, dem Anderl?

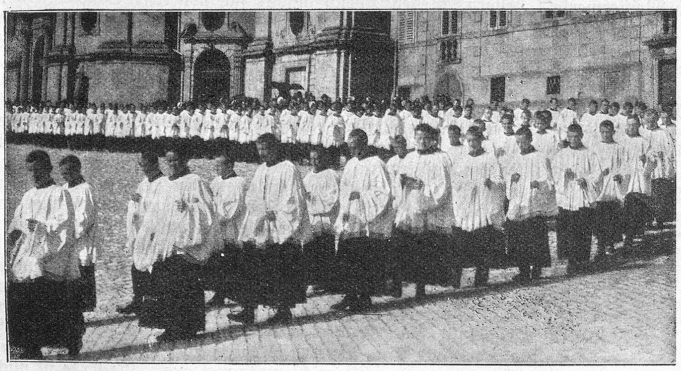
Nichts! Der Georg und die Burgel auch nicht. Sie meinen, er sei ins Oesterreichische hinüber.

Wenn es nur wahr ist! Kooporator, nehmt Euch vor dem in acht. Seid auf Eurer Hut! Nicht über den Weg ist dem zu trauen; der verzeiht Euch nie, daß Ihr ihm das schlechte Handwerk gelegt und ihm alles aus der Hand gewunden habt. Der rächt sich noch, zum mindesten versucht ers.

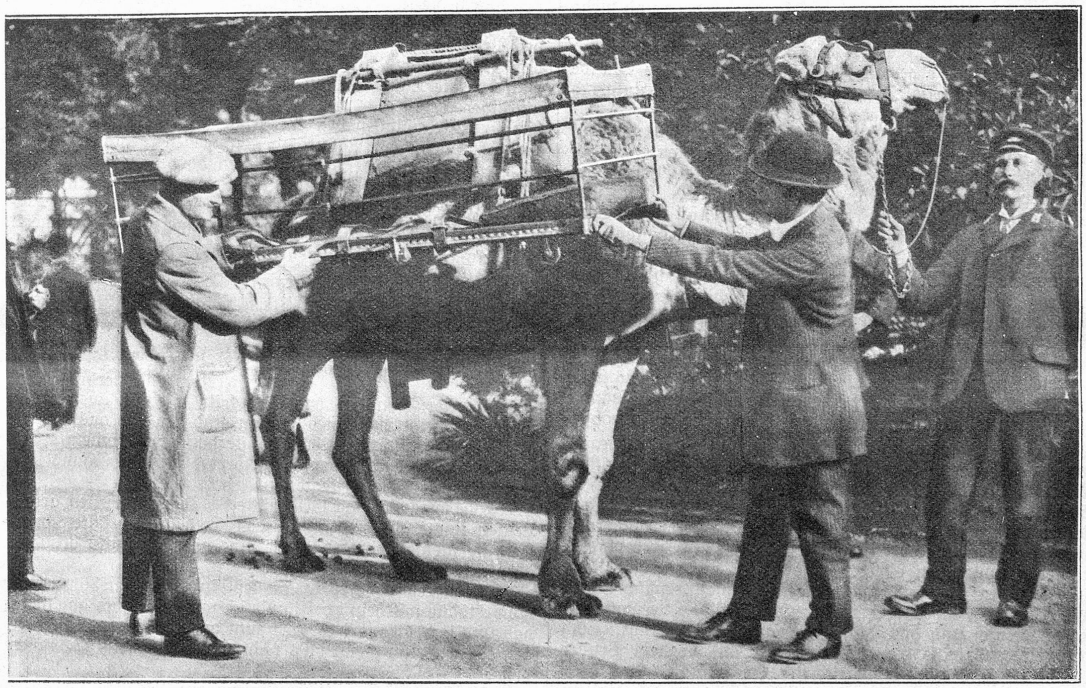
Hochwürden, ich glaube, Sie sehen da doch zu schwarz. Endlich ist der Mensch selber froh darüber, daß jetzt alles so geordnet worden ist, wenn ihm später einmal das Einsehen kommt. Die Hauptsache ist aber, daß die Geschwister, beide so brav und so gut von Natur, gerettet und geborgen sind. Mein Freund, der Professor, schreibt, daß Georg erstaunliche Fortschritte im Zeichnen mache, und daß man den stillen, fleißigen Hausgenossen in seinem Stübchen kaum bemerke. Die Burgel aber ist ja hier so gut aufgehoben! Wer weiß, vielleicht wird der Anderl auch noch ein ordentlicher Mensch.

O Sie Optimist! Betritt der erst eine große Stadt, dann wird sie ihn verschlingen!

(Fortsetzung auf Seite 198.)

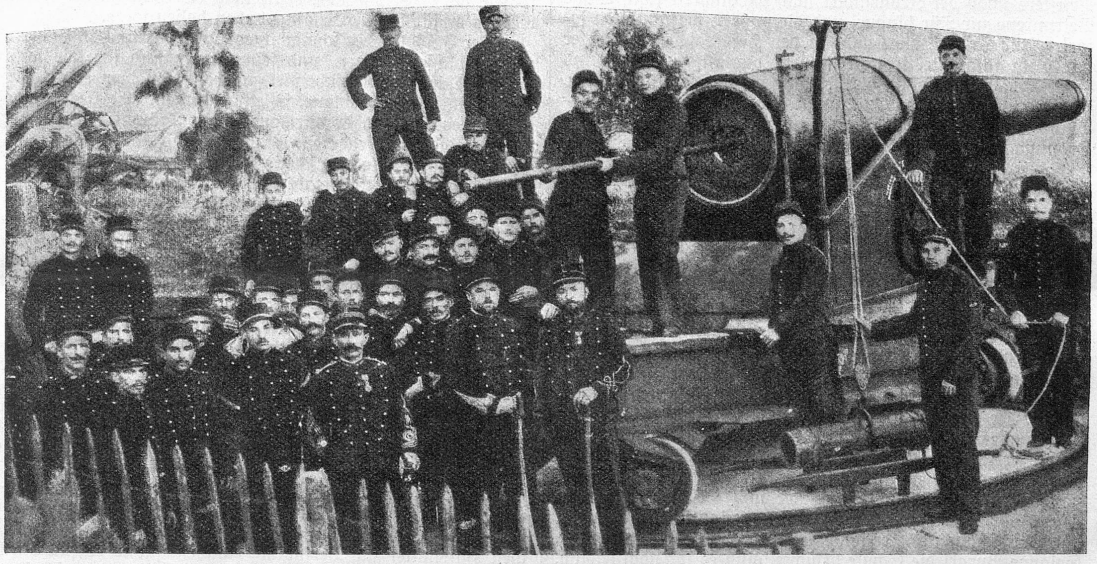


Die Chorknaben bei der Fronleichnamsprozession in Einsiedeln.



Zum ital.-türkischen Krieg: Neuartiger Verwundetentransport durch Kamele bei den türkischen Truppen.

Die Ausdehnung der Operationsbasis der Türken und ihre Sparsamkeit zwingen diese, die Hospitäler für die Verwundeten recht tief in das Innere zu legen und möglichst zu vereinigen. Um nun die Verwundeten schnell und sorgsam in diese im Innern gelegenen Hospitäler zu schaffen, ist ein neuartiger Tragapparat eingeführt worden, der auf Kamele aufgeschnallt wird. Jedes Kamel kann zwei Verwundete in diesem Apparat tragen und damit einige Tagereisen zurückleaen.



Französisches 14-Zentimeter-Festungsgeschütz in Marokko.

Eine gesalzene Suppe haben sich die Franzosen in Marokko gekocht, und es wird noch Jahrzehnte dauern, bis von einer völligen Unterjochung des Landes gesprochen werden kann. Unser Bild zeigt französische Festungsartillerie in einer Verteidigungsstellung, wie solche in letzter Zeit mehrfach errichtet werden mußten, um die Marokkaner einigermaßen in Schach zu halten. Als bei den Marokko-Verhandlungen im letzten Jahre Frankreich mit Deutschland vor einem Kriege stand, erinnerten besonnene Elemente in Deutschland an den Kanzler Bismarck, der schon vor 20 Jahren den Standpunkt vertrat, Frankreich in Nordafrika festzulegen, um so demselben auf Jahrzehnte Ablenkung zu geben, und jetzt ist es eingetroffen, so daß Frankreich wohl so schnell keine andere Arbeit verrichten kann.

Hilarius seufzte, sagte aber nichts mehr.

Der frühe Abend hüllte die große Stube mehr und mehr in Dämmerung. Vom Backofen drang der Duft des dürrenden Obstes herein. Leise öffnete Christine die Tür und rief den Kooporator heraus zu einem Boten. Eine Stunde weit entfernt bedurfte ein Kranker noch Trost und Zuspruch für die lange Nacht.

Im Dunkeln wählte Hilarius den weitern Heimweg auf der leidlich guten Landstraße. Tief in Gedanken schritt er dahin. Er dachte an alles, was er in dem Vierteljahr schon erlebt, erstrebt und teilweise auch erreicht hatte. Rasch und stetig ging er die dunkle Straße entlang. Wie etwas Sonniges, Lichtes stand im Mittelpunkt seiner Gedanken die blonde Burgel. Wie doch der Zufall oftmals spielt! Ganz langsam war das Gerücht durchgesickert und endlich auch ihm zugetragen worden, daß Schlimmes vorgehe oben auf dem Berge von Neuamming, im Hause des Andreas Schopf. Beim „Berganderl" nannten es die Leute. Als Wilderer berüchtigt, belauert und niemals überführt, erfreute sich Anderl des schlechtesten Rufes. Aber auch als Sohn und Bruder hatte er keinen bessern. Man behauptete allgemein, er mißhandle seinen alten Vater und seine beiden Geschwister aufs gröbste.

Rasch und gründlich hatte sich der eifrige Kooperator von der Wahrheit überzeugt. Oefter und öfter stieg er den Neuamminger Berg hinan und versuchte, in Güte wie in Strenge, Einfluß auf den schlimmen Burschen zu gewinnen. Leider aber ohne allen Erfolg. Wann immer er auch kam, der Anderl war nie oder nie lange da. Aus dem halb blöden, immer wimmernden oder klagenden Vater war nichts herauszubringen, ebensowenig aus dem Geschwisterpaar Georg und Burgel. Scheu blickten der schwächliche, verwachsene, junge Mensch und das blasse, verschüchterte Mädchen nach der Tür, und keins traute sich aus Furcht vor dem Bruder ein Wort zu sagen. Unverrichteter Sache mußte der Seelsorger wieder gehen; aber als er sich umsah, standen die beiden unter der schiefen, niedrigen Tür des Häuschens, und Burgel hob mit flehentlicher Gebärde die gefalteten Hände vor die Brust.

Als Hilarius zu Tal stieg und beim Kronenwirt vorüberkam, tönte Zitherspiel, Aufklatschen von Karten, wildes Gejohle, von Flüchen untermischt, heraus. Beim Eintritt des Priesters schob der Kronenwirt nach Möglichkeit rasch einige Betrunkene zur Tür hinaus, und die andern verstummten sofort. Nur Anderl, die Hände in den Hosentaschen, worin er mit Geld klimperte, trat breitspurig vor Hilarius hin und lachte ihm frech ins Gesicht. Dann machte er einen tiefen, ironisch zu nehmenden Bückling: Da Herr Kooporator! — Wann der zum Nachschaugn kimmt, muaß alls in schönster Ordnung sein. Es is ja a a so, net, Herr Kooperator?

Schlimme Wege sinds, auf denen Ihr wandelt, Andreas Schopf! Hütet Euch wohl, nicht zu straucheln und so zu fallen, daß Ihr das Aufstehen darüber vergeßt!

Ohne ein weiteres Wort, mit einem vielsagenden Blick auf den dumm dastehenden Kronenwirt, verließ der Seelsorger das Zimmer.

Kaum acht Tage später, am Abend, kam ausgefroren und atemlos die Burgel im Pfarrhof an. — Der Bruder sei schon drei Tage fort, sie hätten kein Stückchen Brot mehr im Hause, und der Vater wäre am Verscheiden. Auf dem Wege nach dem Berge, den Burgel, reichlich gestärkt und ausgeruht, tapfer zurücklegte, mit einem Bündel Eßwaren bepackt, das ihr der Priester immer wieder abnehmen wollte, erzählte sie ihm alles. Wenn sie manchmal stockte und verlegen schwieg, konnte er sich mit Leichtigkeit das übrige ergänzen. Anderl war in seiner Art ein Wüstling, der alles für sich verbrauchte, vertrank und verspielte und Vater und Geschwister darben ließ. Insbesondere den schwächlichen, krüppelhaften Bruder, „den Nichtsnutz", wie er sagte, ließ er dessen Elend entgelten. Solange Burgel die Schule besuchte, ging es ihr noch leidlich. Seit sie aber alles im Haushalt und sogar schwere Feldarbeit besorgen mußte, quälte sie der ältere Bruder unsäglich. Sie konnte arbeiten, soviel sie wollte, nie war es genug und recht.

Und nicht selten kam er dann betrunken mit andern Burschen herauf, und sie mußte halbe Nächte lang Zither spielen, während die Männer Branntwein tranken, Karten spielten und häßliche Lieder sangen. Dann — und da stockte die Rede der Burgel; sie bedeckte das Gesicht mit der Hand. Wieder eine der Pausen, die sich der Geistliche zu deuten wußte.

Durch die finstere Nacht schritten sie dahin und erstiegen im fahlen Mondlicht den Berg. Burgels Hand ruhte in der des Priesters; es überkam sie ein Gefühl süßen Trostes und des Beschütztseins. Als das kleine Haus erreicht war, und das Mädchen die Tür aufgestoßen hatte, bot sich ihnen ein merkwürdiger Anblick dar. Im saubern Bett lag der Alte — tot! Ein Kruzifix zwischen den erkalteten Händen, das immer in der Ecke oben, von Palmkätzchen umgeben, gehangen hatte. Einige vertrocknete Knöspchen waren davon abgefallen und Staub haftete ihm an. Beim Scheine der zwei Totenkerzen, von einer teilnehmenden Nachbarin geschenkt, die zu Häupten des Lagers brannten, saß der Bucklige und — zeichnete!

(Fortsetzung folgt.)

Der Jaköble.

Lebensskizze von Hans Brandeck.

(Nachdruck verboten.)

„Mutter, wenn ich das Geld hätt, wie nit, aus unserm Jaköble müßt was Rechtes werden, und das täts auch!" sagte der Leineweberhansmärtle zu Hinterbubenbach, indem er seinen fünften Buben in der Geburtsreihe die welke Hand liebreich auf den Scheiter legte.

„Ja, wenn du das Geld hättest! Das ist bei den armen Leuten immer so. Wenn sie das Geld am nötigsten brauchen, ist allemal keines da. Bei uns aber, ob wir's brauchen oder nit, bei uns fehlts immer! "

„Was red'st! Hab ich nit letzthin 4 Gulden 36 Kreuzer vom Städtle mit heimbracht, wie ich mein Webtuch abg'liefert hab und hast du nit 3 Gulden zum andern in den Kasten legen können, und wenn du's recht zählst, sind jetzt 27 Gulden drin?"

Die Frau lächelte ihn gutmütig an: „Ja, freilich, Alter, so viel sinds schon, 27 Gulden! Aber das ist ja unser Notpfennig, und damit kannst den Jaköble nit was Rechtes lernen lassen!"

„Weiß es schon, Mutter! Weiß es schon!" gab der Leineweber nachdenklich zu und seufzte. Dann ließ er das Webschiffchen mit besonderer Energie zwischen den Fäden durchsausen, als ob er vorhabe, heute noch das Geld zu verdienen, welches er für seinen Lieblingsbuben haben sollte.

Der Jaköble! Ein schmächtiger Bub von etwa 10 Jahren. Er hat blasse Wangen, und seine Ohren sind für das sonst hübsch geschnittene Gesicht viel zu groß. In dem Kopf aber stecken ein paar graublaue, fesselnde Augen. Es liegt etwas Sinnendes darin, aber durchaus nichts Träumerisches. Der Blick kündigt im Gegenteil Wißbegier und Willensstärke an.

In der Schule war der Jaköble der Erste, was zwar zunächst zu einer Schülerzahl von acht Buben und neun Maidlen, und das in 5 Jahrgängen, nicht viel besagen will. Allein der fünfte Sprosse des Leineweberhansmärtle zu Hinterbubenbach wäre vielleicht auch der Erste gewesen, wenn er zu Frankfurt drunten die Goetheschule besuchen und unter lauter Millionärssöhnen hätte sitzen können.

Seine Hauptstärke war das Rechnen und konstruktives Zeichnen. Obwohl er noch nie aus Hinterbubenbach hinausgekommen und das alte Kirchlein dort das kunstvollste Bauwerk war, baute der Junge mit Bleistift und Papier Dome udn Paläste, und wenngleich sein Fuß nur über die gewölbsteinerne Brücke des murmelnden Bubenbach geschritten, er konstruierte Brücken von solchen Spannungen, daß es dem Expreß Paris—Konstantinopel am Ansehen nichts geschadet hätte, seine Route darüber genommen zu haben.

Dabei beschränkte sich die Arbeit des Jungen keineswegs nur auf das Zeichnen, er machte auch die nötigen Berechnungen dazu. Und weil ihm keine Bücher, Tabellen und dergleichen Hilfsmittel zur Verfügung standen, suchte er sich durch die einfachsten Versuche einige Grundlagen zu verschaffen. Vielfach hantierte er in der Dorfschmiede herum, hing Gewichte an Eisenstangen verschiedener Stärken und Längen, um dann zu messen, wie weit sie sich durchbogen.

Wer seine Zeichnungen und weitläufigen Rechnungen sah oder seine Experimente beobachten konnte, schüttelte verwundert den Kopf und zollte dem kleinen Burschen ein wenig Hochachtung, wenn dieser auch nur der Sohn des armen

Leinewebershansmärtle war. Sagte dann jemand dem Vater hierüber ein anerkennendes Wort, so geriet der Weber schier aus dem Häuschen und hoffte in seinem stillen Herzen, es möchte doch noch etwas Rechtes aus seinem Jungen werden.

So kam die Zeit, wo der Jaköble aus der Schule entlassen wurde. Der Hansmärtle hatte hundert Gulden im Kasten und meinte, damit lasse sich schon was anfangen, weil doch auch die beiden ältesten Söhne in den Dienst zu Bauern gegangen waren und von ihrem Lohn einen Teil heimschicken konnten.

Wie aber der Vater sich eine Gelegenheit ersann, wie er den Jungen auf die billigste Art hinausbringen könne in die Welt, da ward er selber krank, lag ein Vierteljahr im Bett und konnte keinen Kreuzer verdienen. — Als es dann zum Aufstehen rätlich war, verbot ihm der Doktor, vor Beginn des Winters an den Webstuhl zu stehen, und auch dann ging es noch nicht so recht. Da waren denn die hundert Gulden fortgeflogen, und Doktor und Apotheker hatten nicht den kleinsten Teil davon bekommen; zudem war Schmalhans Küchenmeister gewesen den ganzen Sommer über und bis gegen Weihnachten hin. Da hatte sich der Hansmärtle schließlich schweren Herzens dazu entschließen müssen, den Jaköble an den Webstuhl zu stellen, und es muß gesagt werden, daß es der Knabe ohne Widerwillen tat, obgleich er selbst andere Pläne im Kopfe hatte. Aber er dachte: „Bin ich erst ein tüchtiger Weber, und kann der Vater wieder ordentlich mittun, so verdienen wir zwei zusammen ein schönes Geld, vielleicht alle Woche gar drei Gulden. Da mag manch ein Kreuzerlein davon in den Kasten wandern, was nach Jahr und Tag ein hübsches Geld ergibt, so daß ich doch noch hinaus kann in die Welt, was Tüchtiges lernen und dann mehr verdienen als am Webstuhl."

Auf nächste Ostern ging des Herrn Lehrers von Hinterbubenbach Aelteste zur ersten Kommunion. Da kam Besuch ins Schulhaus; es war der Pate des Mädchens, ein Bruder des Vaters. Er war Buchhalter in einem der größten Brükkenbaugeschäfte Deutschlands. Diesem erzählte der Lehrer von seinem tüchtigen Schüler der Sonntagsschule. Der Bruder interessierte sich, man ließ den Jaköble mit einigen seiner Arbeiten kommen, und wenn der Herr auch kein Techniker war, so hatte er im Geschäftsbetrieb doch schon so viel erkennen gelernt, zu beurteilen, ob etwas Sinn hatte oder nicht.

Und des Jakob Meister Zeichnungen hatten Sinn.

Der Buchhalter nahm bei seiner Abreise alle die Arbeiten des Buben mit nach Hamburg und zeigte sie seinen Prinzipalen, und schon nach acht Tagen kam ein Brief aus der großen Seestadt, in welchem sich das Geschäft erbot, den Sohn des Webers als Lehrling in den zeichnerischen Betrieb aufzunehmen. — In Anbetracht der Familienverhältnisse wolle man ihm nach vierzehntägiger Probezeit gleich so viel Lohn geben, daß sich der Junge selbst verköstigen könne.

Der Hansmärtle mußte an diesem Tage zu weben aufhören; vor lauter Freude verwirrte er die Fäden und verdarb in einer Viertelstunde mehr, als er in einem halben Tage wieder gut machen konnte.

Und dann kam der Abschiedsmorgen. Der Vater begleitete seinen Buben bis zur nächsten Poststation; es war zwei Stunden dahin, und nach schwerem Abschied zog nun der Jaköble hinaus in die Welt. Ein arbeits- und erfolgreiches Leben lag vor ihm.

Wohl kamen Lernjahre. Wohl galt es ihm, sich von den einfachen Kenntnissen eines Dorfschülers zu dem Wissen und Können eines Gebildeten emporzuschaffen, aber Jakob Meister zeigte einen eisernen Willen, und kam er am Abend geistig ermüdet in sein hochgelegenes Dachkämmerlein, da gönnte er sich keine Ruhe, keine Erholung. Dann nahm er wissenschaftliche Werke über Mathematik und Eisenkonstruktionen vor oder er übte die Anfangsgründe des Französischen und Englischen ein, was dem Wäldlerbuben freilich etwas schwieriger vorkam, als die verzwicktesten Formeln der Trigonometrie und der Stereometrie.

Und die Lehrzeit dauerte drei Jahre. Dann wurde er einem älteren Ingenieur als Assistent beigegeben und kam mit diesem in die verschiedensten Länder Europas. Nach eingetretener Militärpflicht spielte er sich frei, und jetzt begannen seine Reisen nach den überseeischen Ländern. — Bald brauchten ihm seine Chefs keine andern mehr vorzusetzen. Sie betrauten ihn selbständig mit schwierigen Bauausführungen, und keine derselben hat der Ehre seiner Firma und dem Ruf deutscher Baukunst irgendwelchen Abtrag getan.

Seine Heimat hatte er viele Jahre nicht gesehen, aber nicht vergessen hat er seinen guten Vater, seine sorgsame Mutter und die acht Geschwister, und alle Vierteljahr trug der Postbote hundert Gulden in das kleine Weberhäuschen, und der Hansmärtle schlug dann allemal einen Purzelbaum über sein und seiner Frau Bett hinüber. An solchen Tagen feierte dann der Webstuhl. Der Hansmärtle ließ sich niemals nehmen, seinen Sonntagskittel anzuziehen und in der „Sonne" einen Schoppen vom Besten zu trinken. Dann hat er allen, die ins Wirtshaus kamen, von seinem Jaköble erzählt.

Schließlich hieß es, er sei in Aegypten und habe sich dort mit einer enorm reichen Engländerin verheiratet, deren Vater ein Mitarbeiter Ferdinand von Lesseps gewesen sei.

Jetzt kamen alle Vierteljahr zweihundert Gulden. Von nun an stand der Webstuhl meist still; es war aber auch notwendig, denn der Hansmärtle war recht alt und gebrechlich geworden; namentlich hatten seine Augen gelitten und er drohte zu erblinden.

Da ließ er dem Jakob durch ein Enkelkind einen Brief schreiben: er, der Hansmärtle sei jetzt über die siebzig und der Gevatter Sensenmann könne wohl bald kommen. — Er wolle aber nicht sterben, bevor er seinen lieben Sohn, den Jakob, noch einmal gesehen habe, und er bitte ihn, auf ein paar Tage heimzukommen, und seine Frau solle er auch mitbringen.

Es dauerte fast ein Vierteljahr, bis Antwort eintraf, und diese kam aus Amerika, wohin dem Ingenieur Jakob Meister der Brief des Vaters nachgeschickt worden war. — Jakob schrieb, er habe in Mexiko eine große Brücke auf eigene Rechnung gebaut und sie sei in wenigen Wochen fertig. Dann wolle er mit seiner Frau und zwei Kindern über das Meer nach Deutschland kommen. Er freue sich so sehr, seine lieben Eltern und die Geschwister wiederzusehen; und nicht ein paar Tage wolle er bleiben, sondern ein ganzes Jahr wolle er sich im Schoße der geliebten, nun so lange entbehrten Heimat einmal ausruhen von seiner bisherigen rastlosen Lebensarbeit.

Hansmärtle war überglücklich. Und schon bevor vierzehn Tage vorüber waren, wurde er ungeduldig. Bei jeder Gelegenheit rfagte er: „Ist denn die böse Brücke im Mexikanischen immer noch nicht fertig?"

Endlich aber war sie fertig. Und ihre Vollendung ward als eine Wendung in der Geschichte der Brückenbaukunst gefeiert. Die Zeitungen des Vaterlandes berichteten darüber und mit Stolz priesen sie es, daß der Erbauer ein Deutscher sei. Der Herr Lehrer von Hinterbubenbach kam selbst ins Weberhaus und las den Bericht dem Hansmärtle vor. Da weinte der Alte vor Freude und sagte unter Tränen: „Hab ichs nit gsagt, aus dem Jaköble muß noch was Rechtes werden?" — — —

Und einige Wochen nachher kam Jakob Meister mit seiner Familie an. Es war ein rührendes Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, aber auch die höchste Zeit dazu; denn ein Vierteljahr später erblindete der Hansmärtle völlig, trotz aller ärztlichen Bemühungen, die auf des Sohnes Geheiß nun angewendet wurden. Der Alte trug es mit Gleichmut. „Es ist von der Arbeit!" sagte er, „und drum, weil der Webstuhl zu arg im Dunkeln gstanden ist! Aber was tuts! Ich hab' ja dich noch einmal sehen können, mein Sohn, und sonst gibts für mich nichts mehr zum Anschauen, höchstens deine Brücke im Mexikanischen."

Als aber im Spätjahre das neue Schul- und Rathaus eingeweiht wurde, das Jakob Meister seiner Heimatgemeinde aus Dankbarkeit darüber hatte bauen lassen, daß von hier sein Glück ausgegangen sei, und von dem die Leute behaupteten, es sei das schönste im ganzen Umkreis, da meinte der Hansmärtle: „Verflixt, das hätt' ich jetzt doch auch gern gesehen!" Er war aber doch bei den Einweihungsfeierlichkeiten, trank nachher seinen Schoppen und war glücklicher als je im Leben. — Wenn ihm einer die Hand drückte und den Stifter des neuen Gemeindehauses lobte, so lächelte er still und dachte für sich: „Ja, mein Jaköble! Aus dem ist halt was Rechtes worden!"

Leise Stunde

Was willst du mir denn sagen
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln schlagen
Wie trunken nah im dunklen Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ists unter den Bäumen,
Ich hör' der leisen Stunde Schlag.

Sie kommt mit jedem Lenze,
Steigt auf wie ein versunken Gut,
Fern an der Kindheit Grenze
Wandl' ich in treuer Augen Hut;
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läuten:
Du hast es gut, du hast es gut!

Ich seh' der Mutter Hände,
Verwerkt und hart — und doch so weich!
Sie müht sich ohne Ende
Und gibt und gibt und bleibt doch reich.
In Ackers Grund geborgen
Schläft ihr Segnen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchenreich.

Alfred Huggenberger.

Jesaja und die eleganten Frauen seiner Zeit

In der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur" lesen wir: Es ist noch nicht lange her, da hörte ich von Ketten sprechen, die zwischen den Knieen in Humpelröcken getragen wurden, damit das betreffende Individuum, am Schreiten verhindert, nur noch trippeln kann. Nicht das erste Mal im Lauf der Zeiten haben sich Frauen diesem Irrsinn unterworfen. Vor ungefähr 2650 Jahren, als Jerusalem eine große, volkreiche und, wenn man dem Jesaja Glauben schenken darf, elegante Stadt war, trugen die Modedamen Schrittketten, die ihnen in den engen Gewändern die Füße aneinander fesselten. — Guter, feuriger Wein, Herden und Korn gediehen im Lande Juda. Von allen Seiten flossen der Stadt aus dem Lande Kulturgüter zu. Die Männer saßen beim Frühschoppen, bei Würztrunk, Bowle oder Bier, und dehnten ihre Sitzungen manchmal bis in die Dämmerung aus. Die Frauen putzten sich. Edle Metalle und Gesteine, herrliche Stoffe wurden über See von Ägypten eingeführt, über Land aus Babylonien und Indien durch große Karawanen, die von Osten herankommend die Wüste umzogen und Palästina von Norden betraten. Mit allem wurden die verwöhnten verzärtelten Einwohner versehen, was ihrem Luxusbedürfnis entsprach. Eifrig dachten die Modedamen Jerusalems darüber nach, wie sie Männerherzen berücken könnten, ihre Schönheit durch kostbare Toiletten ins rechte Licht zu setzen. Dank der Beschreibung des scharf beobachtenden Jesajas sehen wir sie deutlich vor uns. In der Überzeugung, tadellos angezogen zu sein, tragen sie eine gewisse Aufgeblasenheit zur Schau, sie recken den Hals, sie schielen mit den Augen. Die Tunika aus feinen Linnen wird durch einen prächtigen Gürtel zusammengehalten, geziert mit Geschmeiden oder durch eine Schärpe. Darüber hängt ein Prachtmantel oder Überwurf. Es klirren die Fußspangen und Armketten, es blitzen die Ohrtropfen, die Stirnbänder, die Halbmonde im kunstvoll gekräuselten Lockenhaar, das, wie heute, seiner Trägerin nicht immer angewachsen war. Dagegen donnert nun Jesaja: „Weil die Frauen Zions hoch einherfahren, im Gehen den Hals hoch recken und freche Blicke werfen, immerfort tänzelnd einhergehen und mit den Fußspangen klirren, so wird der Herr den Scheitel der Frauen Zions grindig machen. — An jenem Tage wird Jahwe abreißen die prächtigen Fußspangen und die Stirnbänder und die Halbmonde, die Ohrtropfen und die Armketten und die Kopfschleier, die Kopfbunde und die Schrittkettchen und die Prachtgürtel und die Riechfläschchen und Amulette, die Fingerringe und die Nasenringe, die Feierkleider und die Mäntel und die Überwürfe und die Taschen, die Spiegel und die feinen Linnen und Turbane und die Schleier." — Und dann — „Statt des Balsams gibts Moder und statt der Schärpe den Strick, statt des kunstvollen Gekräusels die Glatze und statt des Prachtmantels Umgürtung mit härenem Gewand, Brandmal statt der Schöne!"

Die Frau in der Himmelskunde

Die Astronomie ist seit langem die Naturwissenschaft gewesen, die von den Frauen am meisten bevorzugt und auch gefördert worden ist. In früherer Zeit sind namentlich in England wesentliche astronomische Forschungen von Frauen ausgeführt worden. Einen großen und berechtigten Ruhm haben sich auf diesem Gebiete Karoline Herschel, die Schwester des großen Friedrich Wilhelm Herschel, und Lady Somerville erworben. Jene entdeckte u. a. acht Kometen, diese gab großartige Werke über die Himmelsmechanik und über die magnetische Kraft der Sonnenstrahlen heraus. Das Beispiel eines geradezu idealen Zusammenwirkens eines Ehepaares haben dann die beiden Huggins gegeben, die bis in ihr höchstes Alter alle, auch die schwierigsten astronomischen und astrophysikalischen Untersuchungen zusammen ausgeführt haben. Lady Huggins wurde die für eine Frau einzigartige Anerkennung zuteil, daß sie von der Britischen Astronomischen Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Ein großes Verdienst hat sich auch die kürzlich verstorbene Frau Fleming erworben, eine Schottin von Geburt, die sich an der Sternwarte der Harvard-Universität bei Boston mit der Durchforschung von photographischen Himmelsaufnahmen beschäftigt und dabei eine große Anzahl neuer Sterne entdeckt hat. Ein Fräulein Elizabeth Brown war an der Britischen astronomischen Vereinigung mit der Leitung der Abteilung für Sonnenforschung betraut und führte mehrere weite Reisen zur Beobachtung vollständiger Sonnenfinsternisse aus. Fräulein Catherine Stevens steht noch jetzt an der Spitze der Abteilung für die Beobachtung der Meteore, Nordlichter und des Tierkreislichtes. Henriette Leawitt ist eine würdige Nebenbuhlerin von Frau Fleming gewesen, indem sie gleichfalls an der Harwardsternwarte 25 veränderliche neue Sterne entdeckte. Eben ist jetzt in Paris eine junge Astronomin an der Pariser Sternwarte angestellt worden.

Die Kopfbedeckung der Kinder

Betrachtet man die Kopfbedeckung, mit der jetzt unsere Kleinen im Frühjahr und Sommer erscheinen, so wird man die Tyrannei der Mode doppelt hart empfinden. Hier geht ein Mädchen mit einem kleinen steifen schwarz lackierten Hut folgsam und still an der Hand der Bonne spazieren. Dort tollen einige Kinder in sogenannten Südwestern aus hellbraunem Leder umher, vorn hoch aufgeschlagen, hinten weit in den Nacken hinabreichend, und weiter trippeln bald hier, bald dort kleine Zwei- bis Dreijährige umher, deren duftiges, mit Band durchzogenes oder gar von der Mutterhand besticktes Häubchen zierliche Schleifchen über den Ohren und Bindebänder aufweisen. Die Mängel an den drei angeführten Hutformen für unsere Kleinsten sind derart groß, daß sie direkt zu Schädigungen der Gesundheit derselben führen müssen. Der steife, schwarz lackierte Hut erhitzt den Kopf, da schwarz die Sonnenstrahlen absorbiert, und verhindert außerdem jegliche Ausdünstung des kleinen Kopfes. Die braunen Lederkappen, die „Südwester", haben vor ihm wenigstens den Vorzug, daß sie weich sind und keinen schädlichen Druck ausüben, aber den Kopf erhitzen sie trotz ihrer hellen Farbe ebenfalls, und die Transpiration wird durch sie behindert. Sind nun die zierlichen Häubchen in dieser Hinsicht einwandfrei, da sie vollständig luft- und lichtdurchlässig sind, so fehlt ihnen, ebenso wie den „Südwestern", der notwendige schattenspendende Rand für die so empfindlichen Augen. Man beobachte nur einmal die kleinen Wesen, wie sie unablässig mit den Augen blinzern und dabei das Gesichtchen verziehen, während vielleicht die Mutter neben ihnen einhergeht und sich des doppelten Schutzes eines breitrandigen Hutes und eines schützenden Sonnenschirmes gegen die blendenden Strahlen der Sonne erfreut.

Unreifes Obst

Die Zeit des unreifen Obstes naht heran und hat die zahlreichen, alljährlich wiederkehrenden Verdauungsstörungen bei Kindern und unvorsichtigen Erwachsenen im Gefolge, die es nicht abwarten können, bis die Früchte zur Reife gelangt sind. Es könnte nun wunderbar erscheinen, daß gerade unreifes Obst so schädlich ist. Der Grund liegt darin, daß unreifes Obst Stoffe enthält, die eine Reizung auf die Magen- und Darmschleimhaut ausüben und die als solche zwar noch keine Verdauungsstörungen bewirken würden, wenn nicht mit einer Reizung der Schleimhaut die Gefahr verbunden wäre, daß die überall vorhandenen Krankheitskeime festen Boden fassen. Es dürfte bekannt sein, daß der gesunde Magen in der Lage ist, alle Bakterien fast ganz zu zerstören: so ist es beispielsweise durch Versuch bewiesen, daß ein gesunder Magen selbst eine Reinkultur von Cholerabazillen zu zerstören vermag. Wenn aber Magen oder Darm durch irgend welche Speisen gereizt werden, so verlieren sie diese so wichtige Kraft der Zerstörung, und die Bakterien sind in der Lage, festen Fuß zu fassen. Viele Menschen sagen, man solle kein unreifes Obst essen, man könne davon Cholera bekommen. Dieser Ausspruch ist eigentlich falsch, enthält aber dennoch etwas Richtiges. Man soll das unreife Obst nicht essen, um nicht die schützende Verdauungskraft des Magens zu zerstören, weil man dann, wenn die dazu nötigen Bakterien in den Magen gelangen, einer Cholerainfektion zum Opfer fällt. Aus diesem Zusammenhang geht klar hervor, daß man seinen Magen nicht durch reizende Speisen, und eine solche ist unreifes Obst, schädigen soll.